

„Ich wünsche mir eine arme Kirche für die Armen“ (Papst Franziskus)

Ein Gespräch mit Margit Eckholt

Sie nennen die Wahl von Kardinal Jorge Mario Bergoglio zum Papst ein „Ereignis des Geistes“. Was meinen Sie damit?

Eckholt Die Wahl von Kardinal Jorge Mario Bergoglio ist ein „Ereignis des Geistes“, weil mit ihm, dem ersten Papst aus Lateinamerika, der weltkirchliche Aufbruch des 2. Vatikanischen Konzils auch in Gestalt des Papstamtes konkret wird. In Lateinamerika haben die Bischöfe und mit ihnen Priester, Ordensleute, Laien in der Nachkonzilszeit mit der „Option für die Armen“ zu einem Kirche-Sein gefunden, das auch beispielhaft gewesen ist für die anderen Ortskirchen des Südens. Das ist der Nährboden, in dem Jorge Mario Bergoglio in seinen Dienst für die Kirche in Argentinien und Lateinamerika hineingewachsen ist und der auch sein Pontifikat prägt. Dabei knüpft Papst Franziskus an die beiden Konzilspäpste Johannes XXIII. und Paul VI. an und an ihre wegweisenden Enzykliken, vor allem an „Evangelii nuntiandi“ (1975). Paul VI. hat die von der Gruppe „Kirche der Armen“ auf dem Konzil vertretene Erinnerung an die Nachfolge des armen Jesus immer wieder aufgegriffen und einen neuen Blick für die Weltkirche gehabt. Unter den Pontifikaten von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. ist dies, so gerade die Einschätzung aus der Perspektive des Südens, in den Hintergrund getreten. Der Katholizismus hat sich in den letzten fünfzig Jahren in den Süden verlagert; mittlerweile leben, laut Statistik des Jahres 2010, 41,5 % der Katholiken und Katholikinnen in den Ländern Lateinamerikas, 15,5 % in Afrika und 11,7 % in Asien und Ozeanien, und gerade hier wächst die katholische Kirche; in Europa werden noch 23,8 % Mitglieder der katholischen Kirche gezählt. Eine solche Kirche braucht neue pastorale Optionen, braucht eine Theologie, die die lokalen Entwicklungen ernst nimmt und in interkulturellen Dynamiken das Geheimnis christlichen Glaubens für das Heute erschließt. „Ereignis des Geistes“ ist es, wenn diese Weltkirche mit Papst Franziskus auf eine neue Weise konkret wird und die Maßstäbe von „Peripherie“ und „Zentrum“ durcheinandergewirbelt werden.

Von welcher Theologie ist Papst Franziskus geprägt, auf welche Theologen und Theologinnen hört er besonders?

Eckholt Jorge Mario Bergoglio hat in den Jahren des Konzils am Colegio Máximo der Jesuiten in San Miguel/Buenos Aires, Theologie studiert. Auch in Argentinien wurde das Konzil intensiv verfolgt, einige Theologen wie Lucio Gera, lange Jahre an der theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität in Buenos Aires tätig, mehrfach Dekan, darunter auch in den schwierigen Jahren der Militärdiktatur, enger Berater von Erzbischof Bergoglio, sind nach Rom gefahren, um in der Nähe des Geschehens den Neuaufbruch des Konzils zu verfolgen. Lucio Gera gehört mit Gerardo Farrell und Rafael Tello zu den Begründern der Befreiungstheologie in Argentinien, die auf dem kulturellen und politischen Hintergrund Argentiniens eine spezifische Ausprägung annehmen wird und als „teología del pueblo“, „Theologie des Volkes“, bezeichnet wird. Der Jesuit Juan Carlos Scannone, bis heute einer der engen Berater des Papstes, von ihm nach Rom berufen in die Leitung der Redaktion der Jesuitenzeitschrift *La Civiltà Cattolica*, spricht von mehreren Strängen der lateinamerikanischen Befreiungstheologie, einer stärker sozialwissenschaftlich ausgerichteten, die in den 70er Jahren auf marxistische Analyseelemente zurückgegriffen hat, und einer kulturell orientierten, die sich auf Volksfrömmigkeit, Literatur, Poesie und Musik bezieht, die bei den Glaubenserfahrungen des Volkes ansetzt und in ihnen die die Kirche reformierenden Elemente sieht. Papst Franziskus steht in dieser Tradition der „teología del pueblo“, wie sie in Argentinien von Lucio Gera und seinen Schülern und Schülerinnen ausgestaltet worden ist und wird. Dabei zieht sich die „Option für die Armen“ als roter Faden auch durch diese Gestalt der Befreiungstheologie. Inkulturation des Glaubens und Befreiung des Menschen, Kritik an Strukturen, die Menschenrechte und Menschenwürde verletzen, gehören zusammen, das sind die Wege, auf denen Jesus Christus begegnet werden kann. Jorge Mario Bergoglio hat diesen roten Faden als Vorsitzender der Redaktionskommission in das Abschlussdokument der 5. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Aparecida (2007) eingewoben, und genau das ist der Nährboden für seine Ansprachen und Lehrschreiben, die er als Papst der Weltkirche verfasst.

Argentinische Theologen wie Victor Fernández, Rektor der Pontificia Universidad Católica in Buenos Aires, der Jesuit Juan Carlos Scannone oder Carlos Galli, Schüler von Lucio Gera, Professor für systematische Theologie und Pastoraltheologie an der theologischen Fakultät der Päpstlichen Universität in Buenos Aires, beraten den Papst. Aber der Papst schätzt auch die Arbeit von Theologinnen wie Virginia Azcuy, Professorin für Spiritualität und systema-

tische Theologie an der theologischen Fakultät in Buenos Aires, auch Schülerin von Lucio Gera, die in Zusammenarbeit mit dem Forum deutscher Theologinnen AGENDA und dem Stipendienwerk Lateinamerika-Deutschland e.V. (ICALA) die argentinische Theologinnenvereinigung Teologanda gegründet hat, die auf verschiedenen Feldern kirchlicher Pastoral und Bildungsarbeit, in Schulen und Universitäten arbeitende Frauen auf ihrem Weg der Qualifikation als Theologinnen unterstützt. Hier wird die „teología del pueblo“ auf kreative Weise weiterentwickelt. Die Wertschätzung dieser Theologie hat der Papst in seiner Videobotschaft vom 3. September 2015 aus Anlass der 100-Jahr-Feier der Theologischen Fakultät in Villa Devoto in Buenos Aires deutlich gemacht. Er ermutigt den Theologen als „Sohn des Volkes“ (und sicher auch die Theologin als „Tochter“ des Volkes), eine in die konkrete Realität des jeweiligen Kontextes inkarnierte Theologie zu entwerfen. Er erinnert an das Konzil, das die Trennung von Lehre bzw. Theologie und Pastoral überwunden hat und damit, wie er sagte, den Status der Theologie „revolutioniert“ hat. Die Aufeinanderbezogenheit von Lehre und Pastoral kann keine Option sein, sondern sie ist konstitutiv für eine Theologie, die kirchlich sein will: „Die Fragen unseres Volkes, seine Ängste, seine Streitigkeiten, seine Träume, seine Kämpfe, seine Sorgen haben einen hermeneutischen Wert, den wir nicht leugnen können, wenn wir das Prinzip der Inkarnation wirklich ernst nehmen wollen. Seine Fragen helfen uns, zu fragen, und seine Anfragen fragen uns an.“

„Ich wünsche mir eine arme Kirche für die Armen.“ Das scheint das Programm des Papstes zu sein. Wie kam dieses Thema auf dem 2. Vatikanischen Konzil zur Sprache?

Eckholt Das Thema „Armut“ war auf dem Konzil präsent und wurde von einer informellen Arbeitsgruppe eingebracht, die sich bereits vor Konzilseröffnung gefunden hat auf Initiative von P. Paul Gauthier, ehemaliger Professor am Priesterseminar von Dijon/Frankreich, und Mitgründer der Bruderschaft der Gefährten des Zimmermanns Jesus von Nazareth, der nun als Arbeiter in Nazareth im Geist des Evangeliums die Nachfolge des armen Jesus lebte. Bischöfe und Theologen aus allen Teilen der Welt, mit der Priestergemeinschaft Charles de Foucaulds und der Arbeiterpriesterbewegung verbunden, vor allem Bischöfe aus den Ländern des Südens, den damals so genannten „unterentwickelten“ Ländern, waren in dieser Gruppe versammelt, darunter die lateinamerikanischen Bischöfe Dom Hélder Câmara Pessoa, damals Weihbischof in Rio de Janeiro, Don Manuel Larraín aus Talca/Chile und Don Sergio Méndez aus Cuernavaca/Mexiko, Mons. Georges Mercier, Bischof von Laghouat in der algerischen Sahara, Mons. Georges Hakim aus Akka-Nazareth oder Bischof

Himmer aus Tournai/Belgien. Von Kardinal Lercaro, Erzbischof von Bologna, einem der Konzilsmoderatoren, wurde das Thema immer wieder „eingespielt“. Von Bedeutung war seine Intervention auf der 35. Generalkongregation am 6. Dezember 1962: Die Frage der Armut war für ihn nicht ein Thema neben anderen, sondern „das einzige Thema des gesamten II. Vatikanums“, das „Element der Synthese, der Punkt, an dem alle bisher behandelten Themen und die gesamte Arbeit, die wir noch leisten müssen, Klärung und Zusammenhalt finden sollten“. Er stellt dabei die christologische und soteriologische Dimension der Armut in das Zentrum, Armut ist ein „wesentlicher und vorrangiger Aspekt des Geheimnisses Christi“. Johannes XXIII. spricht in seiner Radiobotschaft vom 11. September 1962 von der Kirche Jesu Christi als der „Kirche der Armen“, und Paul VI. wird in seiner Abschlussrede im Dezember 1965 diese Option aufgreifen. „Im Antlitz eines jeden Menschen – zumal wenn es durch Tränen und Leiden durchsichtig geworden ist – (können und müssen wir) das Antlitz Christi, des Menschensohnes, erkennen“ (vgl. Mt 25,40). Deshalb „wird unser Humanismus zum Christentum, und unser Christentum wird theozentrisch; so sehr, dass wir auch sagen können: Um Gott zu kennen, muss man den Menschen kennen“. In den Armen begegnet man Christus und genau darin geht die theologische Qualität dieses „Zeichens der Zeit“ auf. In den Konzilstexten selbst wird diese Option für die Armen sicher nicht in dem Ausmaß aufgegriffen, wie die Gruppe „Kirche der Armen“ es gewünscht hat, aber Texte wie z. B. „Lumen Gentium“ Nr. 8, wo am Ende des zentralen Kapitels zum „Volk Gottes“ von der Kirche in der Nachfolge des armen Jesus die Rede ist, oder „Ad Gentes“ Nr. 5, in dem an den besonderen Auftrag der Kirche erinnert wird, wie Jesus Christus das Evangelium den Armen zu verkünden und selbst den „Weg der Armut“ zu gehen, sind nicht zu unterschätzen, vor allem in ihrer Bedeutung für die Rezeption des Konzils in den Kirchen des Südens.

Wie schätzen Sie die Bedeutung des Katakombenpaktes für ihn ein?

Eckholt Kurz vor Abschluss des Konzils, am 16. November 1965, haben mit der Gruppe „Kirche der Armen“ verbundene Bischöfe vor allem auf eine Initiative von Dom Hélder Câmara hin den so genannten „Katakombenpakt“ unterzeichnet, eine Selbstverpflichtung auf die „Option für die Armen“: auf Privilegien zu verzichten, was sich in gelebter Armut (in Bezug auf Kleidung, Schmuck, Wohnstätte etc.) ausdrückt, aber auch bedeutet, neue Formen der Partizipation in der Kirche zu entwickeln. „Alle Laien, Ordensleute, Diakone und Priester“, so heißt es hier, „die der Herr dazu ruft, ihr Leben und ihre Arbeit mit den Armgehaltenen und Arbeitern zu teilen und so das Evangelium zu verkünden, werden wir unterstützen“, und gemeinsam wollen die Bischöfe dafür eintre-

ten, „dass wirtschaftliche und kulturelle Strukturen geschaffen werden, die der verarmten Mehrheit der Menschen einen Ausweg aus dem Elend ermöglichen, statt in einer immer reicher werdenden Welt ganze Nationen verarmen zu lassen“. Einer der Unterzeichner, Don Luigi Bettazzi, 1963 von Paul VI. zum Weihbischof in der Erzdiözese Bologna ernannt, dann 1966 zum Bischof von Ivrea, heute, mit 91 Jahren immer noch ein Kämpfer für die Kirche in den Spuren des armen Jesus, hat in einem Interview aus Anlass der Erinnerung an 50 Jahre Katakombenpakt gesagt, dass Franziskus für ihn der gelebte Katakombenpakt ist. Auch Erwin Kräutler, Bischof der Diözese Xingu am Amazonas, seit Jahren an der Seite der indigenen Völker und ihrer bedrohten Lebenswelt, hat betont, Papst Franziskus habe es ermöglicht, dass wir „zurückgehen zu den Wurzeln des Evangeliums, dass wir in Einfachheit, Schlichtheit unseren Dienst tun und leben“ und dass vielleicht heute der „Augenblick“ ist, der „kairos, dass wir zurückgehen auf das, was die Bischöfe damals gesagt haben, im Zusammenhang mit dem Konzil, am 16. November 1965“. Papst Franziskus selbst macht nicht viel Aufhebens um den Katakombenpakt, er wird wohl nichts dagegen haben, wenn er mit der Gruppe der „Kirche der Armen“ in Verbindung gebracht wird. Aber die Katakombe ist Teil der europäischen Geschichte. Papst Franziskus geht lieber „auf die Straße“ und mischt sich hier in das komplexe Leben der Großstädte unserer Welt.

Wo geht Papst Franziskus über das Konzil hinaus? Welche Aussagen in „Evangelii Gaudium“ sind dafür kennzeichnend?

Eckholt Vielleicht ist es genau dieses „Auf-die-Straße-Gehen“, in dem deutlich wird, wie Papst Franziskus über das 2. Vatikanische Konzil hinausgeht. Ein Wort, das er immer wieder gern verwendet, ist die „salida“; das bedeutet, hinauszugehen, mitten auf die Straße, auf den Platz, sich unter das Leben der Menschen zu mischen, da zu sein, mit den anderen zu gehen, mit ihnen zu feiern, mit ihnen zu leiden, sich zu empören und sich zu freuen. Papst Franziskus übersetzt den zentralen Auftrag der Kirche, dass alles Tun der Kirche sich immer wieder neu zu beziehen hat auf Jesus Christus und im Dienst der Verkündigung des Evangeliums der Barmherzigkeit steht, in die Alltagspraxis von Kirche. Sein erstes Apostolisches Schreiben „Evangelii gaudium“ (24. 11. 2013) ist eine solche „Übersetzung“ der pastoralen Impulse des 2. Vatikanischen Konzils, in dem er vor allem den zentralen Gedanken des Missionsdekrets „Ad Gentes“, dass die Kirche „in ihrem Wesen missionarisch ist“ (AG 2), in den Vordergrund rückt und gleichzeitig weit über das Konzil hinausgeht. Er geht hier in den Spuren von Paul VI., der mit seiner Enzyklika „Evangelii nuntiandi“ (1975) auf den Zusammenhang von Evangelisierung, Inkulturation

des Glaubens und Befreiung verwiesen hat, um den Bruch von Leben und Glauben zu überwinden, das große „Drama“ unserer Zeit, wie er es nannte. Die Enzyklika hat vor allem in den Ortskirchen des Südens ein Echo gefunden in den Dokumenten des lateinamerikanischen Episkopats von Puebla (1979) und Aparecida (2007). Dabei legt gerade das Dokument von Aparecida Wegmarken für ein erneuertes Missionsverständnis, und diese Spur nimmt Papst Franziskus auf. Mission ist nicht nur – so noch das Konzil – die „Missio ad gentes“, sondern gerade auch Verkündigung des Evangeliums in den säkularisierten und entchristlichten Regionen Europas und der vielen Mega-Citys der Welt; und Mission richtet sich auch an den „Durchschnittschrsten“, der immer mehr zum religiösen Analphabeten und kirchendistanzierten Katholiken wird. In einer höchsten komplexen Weise geht es heute darum, Menschen an die Quellen des Glaubens heranzuführen und sie die „Freude des Evangeliums“ und die Lebendigkeit in der Nachfolge Jesu Christi entdecken zu lassen.

Mehr als „Missio ad gentes“ ist Mission für ihn „Missio inter gentes“, Lernen vom anderen, weil ich das Evangelium, Jesus Christus, genau dort, wo ich es vielleicht gar nicht erwarte, entdecken kann. Das Konzil ist „präsent“ im Pontifikat von Franziskus als „lebendige Erinnerung“, und darum buchstabiert er auch die „Zeichen der Zeit“ auf eine neue Weise. Einen weiten Schritt ist er darum über das Konzil hinaus, wenn er in seiner jüngsten Enzyklika „Laudato Si“ die Sorge um das gemeinsame Lebenshaus und die bedrohte Schöpfung in den Blick nimmt.

Was sind für Sie bislang die bemerkenswertesten Schritte von Papst Franziskus?

Eckholt Für viele ist der Moment seines Amtsantritts in das Gedächtnis gegraben, wie er auf dem Balkon am Petersdom steht und die versammelten Menschen mit einem „buona sera“ grüßt und wie er alle um das gemeinsame Gebet für den Bischof von Rom bittet. Die Spannung der Stille dieses Momentes zieht sich bis heute hinein in die geistlichen Impulse des Papstes, die Spur des armen Jesus sichtbar werden zu lassen. Seine erste Reise außerhalb Roms hat ihn am 8. Juli 2013 auf die Insel Lampedusa geführt, den Ort, an dem so viele Flüchtlinge ankamen und ankommen und viele nur krank oder tot geborgen werden können. Papst Franziskus hat ein großes Gespür für die Zeichen unserer Zeit, wo Jesus heute wartet, wo wir ihm begegnen können, und er versteht es, in aller Einfachheit und Präzision die treffenden Worte zu finden, die bei aller Anklage von Missständen von der Hoffnung des Evangeliums durchzogen sind. Seine Texte, ob Predigten, Ansprachen oder die apostolischen Schreiben, sind durchgehend vom Ruf zur Umkehr geprägt, je neu zu hören, zu schauen, zu spüren, was Jesus von uns heute verlangt. Diese Umkehr im Dienst

des Reiches Gottes und der Versöhnung prägt seine Begegnungen mit Vertretern anderer christlicher Konfessionen und anderer Religionen, wenn er in Rom die evangelische Gemeinde und die Synagoge aufsucht, wenn er den Besuch der Großen Moschee von Rom plant. Umkehr und Versöhnung hat er im Blick, wenn er sich mit den großen Theologen der Befreiung, Gustavo Gutiérrez und Jon Sobrino, trifft. Er weiß zu gut um den Bruch in der lateinamerikanischen Kirche und die Ausgrenzungen, die Theologen, Priester, Ordensleute und Laien tief verletzt haben. Die Gespräche, die er mit Gustavo Gutiérrez und Jon Sobrino führen konnte, haben vielen in Lateinamerika – und sicher weit darüber hinaus – neue Luft zum Atmen gegeben und sie auf ihrem Weg an der Seite der Armen bestärkt.

Diese geistliche Perspektive der Umkehr und Versöhnung ist auch von Bedeutung, wenn er die Reform der Kurie angeht, ein Kardinalgremium an seine Seite stellt, wenn er auf die Bedeutung des synodalen Prinzips hinweist und damit die Pluralität in der Kirche anerkennt und ihr ein Forum bietet, um die katholische Kirche ihren Weg in das neue Jahrtausend finden zu lassen. Kirche ist, so der Papst in seiner beeindruckenden Ansprache am 16. Oktober 2015 anlässlich der 50-Jahr-Feier der Bischofssynode, das „gemeinsame Gehen der Herde Gottes auf den Wegen der Geschichte zur Begegnung mit Christus dem Herrn“.

Wenn er so formuliert, weist er darauf hin, dass Ekklesiologie immer zunächst Analyse der vielschichtigen Ekklesiogenese ist, und dazu gehört die „salida misionera“, die Kirche, die hinausgeht auf die Straße, die mittendrin ist an der Seite der Menschen, dort wo sich in aller Alltäglichkeit das Leben fügt, in Freude und Leid, im Gelingen und Misslingen, das ist die Konzilskirche, die das alte biblische Bild des Volkes Gottes in neuer Weise zum Ausdruck bringt.

Viele halten ihm bloße Symbolpolitik vor. Sollte man nicht die Kraft des Symbolischen viel höher bewerten?

Eckholt Bereits Johannes Paul II. hat es verstanden, die Medien zu nutzen und dem Symbolischen neue Bedeutung zuzumessen, besondere zeichenhafte Akte auf seinen vielen Reisen, beim Friedensgebet der Religionen in Assisi, aber auch als kranker Papst beim Karfreitagsgebet im römischen Kolosseum etc. wurden entsprechend „inszeniert“ und medial umgesetzt. Franziskus knüpft daran an, auf seine – vielleicht einfachere, weniger (im guten Sinne) theatrale – Weise. Wenn er auf die Kraft des Symbolischen setzt, so macht sich auch hier seine lateinamerikanische Prägung bemerkbar. In der lateinamerikanischen Kultur und Kirche kommt den Bildern eine andere Bedeutung zu als im deutschen Kontext. Heiligenbilder, Statuen von Jesus, Maria, der Heili-

gen Familie, des Jesuskindes werden in den Kirchen und Kapellen verehrt, die Statuen, wie der Señor de los Milagros oder die vielen unterschiedlichen Marienstatuen, werden bei den Festen durch die Straßen getragen. Wer dem Papst „Symbolpolitik“ vorhält, versteht diese Bedeutung der Ästhetik, der vielen körperlichen und ganzheitlichen Ausdrucksgestalten des Wortes Gottes nicht, wie sie den lateinamerikanischen Kontext bis heute prägen. Auch die in den letzten Jahren immer zahlreicher werdenden Pfingstkirchen setzen auf diese Kunst der „Inszenierung“, sie verbinden die barocke Ästhetik der Volksfrömmigkeit sogar auf bessere Weise mit den neuen Kommunikationsmedien. Evangelisierung muss heute neue Formen erfinden, und vielleicht ist es im europäischen Kontext gerade die jüngere Generation, die mit den neuen Informationstechnologien groß geworden ist, die die Kraft des Symbolischen zu schätzen weiß. Die Kultur der Gegenwart ist eine des Bildes, der vielen „icons“, und das Wort des Evangeliums braucht auch die Kraft des Bildes und des Symbolischen, um sich in die neuen Kulturen inkulturieren zu können.